

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 34 (1954-1955)

Heft: 7

Artikel: Gotthelf, der Angefochtene

Autor: Fehr, Karl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GOTTHELF, DER ANGEFOCHTENE

von KARL FEHR

I.

Als im Jahre 1850 Jeremias Gotthelfs «Käserei in der Vehfreude» erschien, ein Werk von sprühender Lebensfreude und Humor, wurde dem Dichter der Vorwurf gemacht, er verrate durch seine genaue Beschreibung des Käses die Fabrikationsgeheimnisse der emmentalischen Käseproduktion. Was ein Vorzug seiner Schreibart und seines Darstellungsstils ist, nämlich die Dinge und Vorgänge gleichsam selber sprechen zu lassen, und sie so mit untrüglicher Genauigkeit vor unsere Einbildungskraft zu zaubern, das wurde ihm böswillig ausgelegt. Ja, noch mehr: es hat sich aus derselben Zeit ein anonyme Brief erhalten, in welchem der Verfasser der «Käserei in der Vehfreude» darauf aufmerksam gemacht wird, daß gewisse Personen, die sich in seinen Büchern, besonders in der «Vehfreude», beleidigt glaubten, beabsichtigten, seiner Person nachzustellen, und daß er, besonders bei Nacht, auf der Hut sein solle (8, 225). Sagen wir es offen: der Bedeutung des genannten Buches stand Gotthelfs engere und weitere Heimat nicht nur verständnislos gegenüber, sie nahm es sogar mit Mißtrauen und Feindschaft auf. Ja, Gotthelf mußte es in den letzten Jahren seines Lebens erfahren, daß die Presse seiner Heimat eine beispiellose Lästerkampagne gegen ihn eröffnete, die vor keiner Gemeinheit Halt machte. Man wagte sogar, die stümperhafte Nachahmung eines Plagiators namens Samuel Haberstich, der sich «Jeremias Gotthelf jr.» nannte, dem wahren Gotthelf als Muster hinzustellen. Haberstichs «Patrizierspiegel», ein Gegenstück zu Gotthelfs «Bauernspiegel», wurde als schriftstellerische Meisterleistung taxiert. «Dieser Jeremias Gotthelf» (gemeint der Plagiator), hieß es da, «beschreibt weder die Lebensgeschichte Uli, des Knechts, noch die des Anna Bäbi Jowäger — er steigt nicht in den Schlamm, um die Versunkenheit und Fäulnis der menschlichen Gesellschaft dort aufzusuchen und als wohlriechenden Dessert auf die Tafel der Reichen und Wohlgenährten zu tragen — er bedeckt nicht die Sünden und Laster der höheren Stände mit dem Mantel christlicher Liebe, um mit der Spürnase eines Trüffel-Hundes in den Hütten des Elendes die Bruchstücke menschlicher Verworfenheit zusammenzulesen und sie der erstaunten Welt über den Kopf zu werfen.»

So dankte man damals dem untrüglichen Maler des bernischen Bauerntums, wie Gotthelf heute so gerne etikettiert wird, für seine

unverblümten und wahren Schilderungen der Zustände. Und damit noch nicht genug, man warf dem Pfarrer von Lützelflüh die niedrigsten Instinkte vor. «Der Herr Pfarrer», schreibt die «Berner-Zeitung», der wir auch die vorangehenden Zitate entnommen haben, «hat unter dem Namen von ‚Jeremias Gotthelf‘ eine Menge sogenannter Volksschriften herausgegeben, worin er, besonders in den neuesten, die sittlichen Zustände des Berner Volkes in einer Weise schildert, die jeden Volksmann entrüsten muß. Der Herr Pfarrer wälzt sich mit sichtbarer Lust in den gemeinsten Gemeinheiten und erzählt und malt Züge aus dem Volksleben, die entweder nie vorkamen oder über die man im höchsten Grade erstaunen muß, wie ein Herr Pfarrer sie wissen kann... In den Salons der vornehmen Welt in und außer dem Kanton werden diese Bücher sehr amüsant und pikant gefunden; aber jede Achtung für den sittlichen und moralischen Zustand unseres Volkes geht an den verleumderischen, gemeinen Schilderungen des Herrn ‚Gotthelf‘ zugrunde. Der Herr Pfarrer verschachert den moralischen Ruf des Bernervolkes um Schriftsteller-geld, verleumdet ein ganzes Volk und eine Volkspartei und predigt Religionsgefahr, um dafür nach der Bogenzahl bezahlt zu werden» (8, 414 f.).

Diese entschiedene Ablehnung Gotthelfs dauerte weit über den Tod hinaus fort. Das «Emmentaler-Blatt» wußte der Todesnachricht nichts beizufügen als den trivialen Wunsch «Friede seiner Asche!», was doch nichts anderes bedeutet, als daß man noch immer alles, was nicht sterbliche Hülle war, mit unversöhnlichstem Haß verfolgte, und daß es dem Schreiber der Todesnachricht Mühe machte, den Toten in Frieden zu lassen.

Dies war die allgemeine Stimmung beim Ableben des Dichters. Mochte man seinen Schriftstellerruhm noch einigermaßen anerkennen, so verurteilte man doch aufs schärfste die unselige politische Agitation. Diese habe, so bemerkte ein Blatt aus der Ostschweiz, Gotthelfs Ruhm in den letzten Jahren vergällt («Der Wächter», Weinfelden, 26. Okt. 1854). Man machte es dem Dichter zum Vorwurf, daß er für einen Berliner Verleger schrieb, und behauptete, er hätte eigentlich seine letzten Bücher nur in dessen Auftrag und für das norddeutsche Publikum verfaßt, so «Der Bund» vom 25. Okt. 1854.

Kein Zweifel, Gotthelf ist als Vereinsamter gestorben; sein Freundeskreis aus der Studentenzeit und aus seinen Vikariats- und früheren Amtsjahren war bis auf wenige auseinandergebrockelt, und diese wenigen waren zumeist Außenseiter, die vom damaligen öffentlichen Leben und von der Politik an den Strand geworfen worden waren. Tatsächlich schien die Umwelt mit ihrem Urteil recht zu haben; die wirtschaftliche und politische Entwicklung jener Zeit

strafte Gotthelfs düstere Prophezeiungen Lügen, und der junge Bundesstaat von 1848 entfaltete sich auf schönste Weise, obschon ihn Gotthelf entschieden abgelehnt hat. Der Radikalismus, der in den fünfziger Jahren in den meisten Kantonen und im Bund tonangebend war, verfiel nicht, wie Gotthelf meinte, einem rücksichtslosen Materialismus. Die führenden Männer lenkten vielmehr den Staat mit Besonnenheit und politischer Klugheit. Gotthelf hatte zu schwarz gesehen, wenn er die herrschende politische Richtung als Auswurf des Teufels betrachtete, und in dieser ablehnenden Haltung hatte er sich in den letzten Jahren versteift. Noch zu Anfang seines Todesjahres plante er, eine beißende Satire auf die eidgenössischen Herren zu Bern zu schreiben, die an Schärfe «Zeitgeist und Berner Geist» weit überbieten sollte. «Denen setze ich noch einmal ein Dokument, daß die Nachwelt sich daran erbauen soll. Das sind Gegensätze, die alten Schweizer und dieses windige Fötzelzeug!», drohte Gotthelf noch am 24. Januar 1854.

Gewiß, hier standen sich Verkennung und Verkennung schroff gegenüber: Haß und Verbitterung waren soweit gediehen, daß ebenso wenig, wie Gotthelf der politischen Entwicklung eine günstige Seite abgewinnen konnte, noch irgend jemand in seiner Nähe war, der die Größe seiner dichterischen Leistung rückhaltlos anerkannte. Darum verhallte auch Gottfried Kellers herrliches Urteil über seinen Berner Landsmann, das er bei der Nachricht von dessen Ableben in einer deutschen literarischen Zeitschrift ausgesprochen hat, sozusagen ungehört. Gottfried Keller allein brachte es damals über sich, zwischen dem Künstler Jeremias Gotthelf und dem konservativer Politiker Albert Bitzius, den er ablehnte, zu trennen. Obschon überzeugter, ja extremer Radikaler, vergaß er über dem politischen Antipoden den großen Epiker nicht. Er redete von Gotthelf bereits als von einem epischen Genie, der an die Dichter anderer Jahrtausende gemahne, und hob hervor, daß die schweizerische Nation in Gotthelfs Schriften ein ganz solides und wertvolles Vermögen zur Erbauung und Belehrung besitze. «Denn nichts Geringeres haben wir daran als einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen, poetischen Ur- und Grundstoffes, wie er dem Menschen-geschlecht angeboren und nicht angeschustert ist, und gegenüber diesem politiven Gute das negative solcher Mängel, welche in der Leidenschaft im tiefen Volksgeschick wurzeln ...»

Verhehlen wir uns nicht, daß mehrere Generationen darüber hinweggehen mußten, bis diese großartige Erkenntnis Gottfried Kellers Gemeingut wurde, bis man erkannte, welch gewaltiger Schatz uns in den Werken Gotthelfs geschenkt ist. Es ist noch nicht lange her, seitdem man über Radiohörspiele, Bildberichte und Filme Gotthelf zu popularisieren sucht. Wer aber glaubt, Gotthelfs Bauern-

romane würden sich in der heutigen Bauernwelt einer großen Beliebtheit erfreuen, dürfte einer Illusion verfallen sein, es sei denn, daß man Gotthelf auf romantisch gefärbten Heimatstil reduziert. Denn noch immer gibt es nur wenige, welche die Schärfe der Gott helfischen Urteile vertragen, obschon sich heute manche seiner politischen Erkenntnisse in unheimlicher Weise bewahrheitet haben. Man hat dem Dichter auch vorgeworfen, er mache aus der Berner welt Berliner Salonpoesie. Diese Behauptung hat insofern etwelche Berechtigung, als unser Dichter noch heute in Kreisen von Lehrern, Geistlichen und Intellektuellen im weiteren Sinne auf tieferes Ver ständnis stößt als unter manchem breiten Walmdach seiner engeren Heimat. So erfreulich die Gotthelf-Renaissance im ganzen ist, so dürfen wir doch nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß Radio und Film den Dichter den Massen in einer Art schmackhafter Zubereitung vorsetzen. Es gilt auch darauf hinzuweisen, daß die Stätte, wo seine Bücher entstanden sind, weniger durch pietätvolle Liebe Einheimischer, als durch auswärtige Freunde geschmückt wurde und daß man noch immer ein steiles Straßenbord für das Denk mal in Lützelflüh als genügend erachtet. An diesen Tatbeständen kann auch die museale Umgestaltung von Spycher und Pfarrhaus Lützelflüh nichts ändern. Von außen gesehen macht sie trotz ernst hafter Bemühung um Wahrung des Echten doch den Eindruck, als ob sich nun die Verkehrswerbung dieses zügigen Objektes bemächtigt habe. Man möchte darum füglich bezweifeln, daß ein Geist aus Gotthelfs Geiste aus allen Veranstaltungen des Jubiläumsjahres spricht.

II.

Aber es gibt noch andere Züge an Gotthelf, die je und je die Kritik herausgefordert haben. Da ist vor allem jene Gruppe von Literaturwissenschaftern zu nennen, denen von ihrem klassizistischen und puristischen Standpunkt aus Gotthelf ein Dorn im Auge ist. Schon zu seinen Lebzeiten wurde ihm Freude an Schmutz und Gosse vorgeworfen. So nimmt z. B. der Breslauer Rudolf von Gott schall jene berüchtigte Jauchegrubenszene in «Uli der Knecht» zum Ausgangspunkt, um Gotthelfs Unpoesie anzuprangern. Das Urteil Richard Weitbrechts, eines Würtembergers, aus dem Jahre 1880, lautet nicht anders und mag hier für viele angeführt werden: «Es kann nichts Unkünstlerisches geben als diese Geschichten, dürftige Komposition, langatmige Perioden, ganze Seiten in abhängiger Rede, barbarisches Deutsch, viel Geschwätz und dabei ein solch durchdringender Geruch des Kuhstalles über dem ganzen, daß nicht bloß Städter sich die Nase zuhalten müssen. Wenn das noch Poesie ist, dann kann Apoll sich zur Ruhe setzen, oder wir müssen ihn unter dem

Bilde einer Schweizerkuh verehren.» Erstaunlicherweise besteht bis auf den heutigen Tag oft noch ein sehr geringes Verständnis für Gotthelfs dichterische Sprache. Man glaubt daher immer wieder berechtigt zu sein, Gotthelf am Zeuge zu flicken. Sonst hätte ein deutscher Verlag sich nicht angelegen sein lassen, einen ins Hochdeutsch transponierten, allerdings oberdeutsch gefärbten Gotthelf herauszugeben; als ob man nicht durch eine vernünftige Kommentierung die Dialektausdrücke dem Unkundigen verständlich machen könnte (Uli der Knecht, der Pächter, Knaur-Ausgabe, München 1954).

Dieses Bedürfnis nach Verbesserung Gotthelfs kommt aber auch an anderen Stellen zum Ausdruck, so wenn der bernische Schriftstellerverein zum Gedenkjahr ein Preisausschreiben für Gewinnung eines guten Bühnenstücks nach einem Werk Gotthelfs veranstaltete. Sieht es nicht so aus, als ob man damit Gotthelf mundgerechter machen wollte? Zudem geht man an der Grundtatsache vorbei, daß Gotthelf Epiker, Erzähler und nicht Dramatiker ist. Jedenfalls ist es kein Zeugnis jener ernsten und tiefen Pietät, die wir einem dichterischen Gesamtwerk gegenüber stets zu üben haben. Statt in die Welt Gotthelfs hinein, führen solche Wege von ihm weg. Wie in Film und Hörspiel nimmt man auch hier das völlig Unwichtige, die Fabel, die jeder einigermaßen begabte Erzähler erfinden kann, für wichtiger als das Wort, das in Gotthelf tief und lebendig und unverrückbar Gestalt geworden ist.

III.

Es gibt jedoch noch eine dritte Angriffsfront gegen das Gesamtwerk Gotthelfs. Sie richtet sich auf die Theologie des Dichters. Neu entfacht wurde dieser Kampf, als eine größere Anzahl Predigten des Dichters veröffentlicht wurde. Damals, im Jahre 1944, ging man nicht nur an diesen sprachlich zum Teil meisterlichen Schöpfungen vorbei, es wurde sogar daran gezweifelt, ob Gotthelf überhaupt wirklich gepredigt habe. Man billigte ihnen höchstens die Bezeichnung «Geistliche Reden» zu; seine Gedanken wurden höchstens als Anregung zu lebendiger Auseinandersetzung und deutlicher Distanzierung anerkannt. Dieser Angriff traf den Dichter aus dem Lager jenes Bekenntnisses, dem er selber einst angehörte. In dieser Richtung geht die Kritik Dr. W. Bieders («Glarner Nachrichten», 12. 4. 1944). Bieder wirft Gotthelf vor, er halte sich nicht an die Textworte, sondern nehme das Bibelwort nur zum Motto seiner lockeren irdischen Gedanken. Die Predigt sei, so behauptet Bieder, nicht ein *Ereignis*, «da dem Prediger und der Gemeinde völlig Neues als Heroldkunde aus einer andern Welt gesagt wird». Der Rezensent verwirft aber auch die Auffassung, daß Predigt Lehre sei und sieht darin Gotthelf seiner Zeit verhaftet, die unfähig gewesen sein soll,

frei von Lehrhaftigkeit die Wahrheit zu verkünden. Wie, so möchten wir dazu fragen, deutet denn Bieder und die theologische Richtung, der er angehört, die Bergpredigt Jesu Christi? Und ist es nicht Vermessenheit, für das Predigtwort *eo ipso* die Gottesunmittelbarkeit zu beanspruchen und Gotthelf, diesem sprachschöpferischen Genie, die Fähigkeit zum Predigen abzusprechen, weil er sich seiner menschlichen Grenzen bewußt war, bewußt war, daß auch sein Wort jederzeit, auch auf der Kanzel, Menschenwort und nicht Gotteswort sei, höchstens aus göttlichem Geiste angeregt?

Wenn aber Gotthelf in Anlehnung an jahrtausendealte philosophische Anschauung die Welt unter dualistischem Aspekt sieht und dem Geiste zwar den Vorrang läßt, aber zugleich der geistigen und der körperlich-räumlichen Welt ihren Teil geben möchte, und wenn er dem uralten Entwicklungsglauben folgt und auf eine endliche Durchdringung und Durchgeistigung der Welt hofft, folgt er darum wirklich einem überwundenen Standpunkt? Es wird einem Nichttheologen auch schwer fallen, sich in die Spitzfindigkeiten dogmatischer Logistik zu versteigen angesichts des gewaltigen sozialen Helferwillens, der aus allen Worten und Taten Gotthelfs spricht. Ebenso wenig will einem die Behauptung einleuchten, daß Gotthelf dem Naturpantheismus und dem Materialismus der folgenden Jahrzehnte Vorschub geleistet habe; eine einigermaßen gründliche Lektüre des Schulmeisterromans würde ohne weiteres solche Verstiegenheiten verhindert haben. Gotthelfs Naturverehrung ist niemals Pantheismus, weil er je und je Natur und Mensch, Werden und Vergehen als Ausfluß der ewigen, unsagbaren Größe und Gnade Gottes betrachtete. Und weil Gotthelf die Gottesunmittelbarkeit Jesu ablehnte und ihn nicht als göttliche Instanz, sondern nur als Mittler betrachtete, als Brücke zu jener Wahrheit, die sich dem Menschen nie entschleiert, darum wird ihm der wahre Christenglaube abgesprochen und mit Bedauern seine Verfallenheit an den Zeitgeist festgestellt, an jenen Zeitgeist, den der Dichter gegeißelt und als Ausfluß des Teufels gebrandmarkt hat. So wird Gotthelfs Lehrweise abgelehnt und, da er in seiner Offenheit den neuen Glaubensformen nicht entspricht, mit Bedauern auf die Seite gestellt. Man wirft ihm auch katholisierende Tendenzen vor — zum Beispiel Eduard Bueß in seinem Buch «Jeremias Gotthelfs Gottes- und Menschenverständnis» —, weil das Mittlerwerk Christi bei ihm seines ausschließlichen Charakters entkleidet und er es wagte, neben Christus Heinrich Pestalozzi zu stellen und ihn einen modernen Heiligen nannte.

In der Tat liegt Gotthelfs Größe auf anderer Ebene. Jeder Versuch wird scheitern, ihn einer dogmatischen Richtung oder einer konfessionellen Gruppe zuzuweisen. Bedeutet dies doch eine Vergewaltigung seiner universalen religiösen Schaukraft. Gotthelf ent-

warf einmal in seinen jüngeren Jahren eine Auseinandersetzung mit dem Katholizismus. Allein schon die bernische Reformationsfeier des Jahres 1828 wurde in erster Linie zu einem flammenden Protest wider die Mißstände im eigenen Lager. Schon damals wußte er, daß die Reformation nie aufhören dürfe, daß nur in einer reformatio perpetua der Geist lebendig blieb. Schon in der Zeit von Herzogenbuchsee kämpfte er gegen jede dogmatische Verhärtung und gegen Überheblichkeit in jedem Lager. Darum unterblieb die genannte konfessionelle Grenzbereinigung. An ihre Stelle trat mehr und mehr eine ökumenische Hoffnung, ein Streben, alle christlichen Konfessionen und alle christlichen Kräfte zu sammeln, um mit ihnen Seite an Seite wider den Ungeist, wider den Materialismus, wider die Abgötterei des Staates und aller irdischen Institutionen zu kämpfen. Diesen Willen zum Ökumenischen hat er unmißverständlich ausgedrückt in einem Briefe an den Luzerner Radikalen Maurus August Feierabend: «Sind Sie wirklich von Herzen ein Katholik, so müssen Sie vom Radikalismus lassen, und sind Sie ein vernünftiger Katholik, so müssen Sie helfen, Wasser ins Feuer tragen und nicht nach Öl schreien. Ich bin reformiert und werde es, so Gott will, bleiben, aber ich ehre jede Konfession, sehe in jeder den Weg zum Himmel, in jeder den Ausdruck einer Kulturstufe oder einer nationalen Eigentümlichkeit. Ich möchte Frieden mit jeder, aber ich hoffe, daß *einmal vielleicht*, aber wir erleben es jedenfalls nicht, die verschiedenen Wege zusammenlaufen und zwar nicht erst im Himmel» (6, 160).

Von diesem universalen Entwicklungsglauben aus, der übrigens mit der Fortschrittsgläubigkeit der damaligen Zeit nichts zu tun hat, ist auch ein Satz in einem Brief an Joseph Burkhalter aus der nämlichen Zeit zu verstehen, worin er sagt, daß es schwer halten würde, «sieben Schulmeister aufzutreiben, welche den sieben Weisen Griechenlands an die Seite zu setzen wären. Und ich bin überzeugt», so fährt er fort, «alle diese sieben Weisen Griechenlands hatten einen Glauben, und wenn sie Christum nicht kannten, so ahnten sie ihn doch».

Gotthelf entzieht sich jeder dogmatischen Festlegung, weil Dogmatismus, welcher Observanz auch immer, der unerhörten Weite seines Geistes zuwider war. In einem Brief an den befreundeten Basler Theologieprofessor Karl Rudolf Hagenbach hat er es lapidar und schön ausgesagt, wie er das Christentum verstanden wissen wollte: «... und solange man den dogmatischen Mantel dem Christentum nicht abstreifen kann, kommt der Sternenmantel der Herrlichkeit nicht vor des Volkes Angesicht» (5, 361).